

Personliche Erinnerungen aus Arizona.

Von Guido Jages.

Als ich im Herbst 1868 nach einer langen und ermüdenden Tagereise, per Ambulanz, durch die Sandwüste von Arizona auf der Mohaw-Station eintraf, fand ich dort einen verabschiedeten Unteroffizier meines Regiments als einzigen Bewohner des Platzes vor, dem ein großer Bullenboisier auf Schritt und Tritt folgte.

Die Station bestand aus einem einstöckigen Adobe-Haus von vier Zimmern, durch dessen Mitte sich ein offener Gang zog; der Stall schloß sich der hinteren Wand des einen Flügels an. Die vier Fenster waren mit Brettern verriegelt und waren Schießscharten durch die Hände des Hauses und Stalles frisch ausgehauen.

Die Stationen waren im Dienste der Postverwaltung, ungefähr 20 Meilen von einander entfernt, längs der Landstraße und in der Nähe des Gila-Flusses zur Fütterung und zum Wecheln der Pferde sowohl, als auch zum Komfort der etwaigen Passagiere, die sich in sehr beschränkter Anzahl in dieses wilde Land der Indianer, Prärievögel und Klapperchlangen wagten, erbaut worden.

Alles, was einem dort vorgekehrt wurde, roch und schmeckte fauer — so gar der Thee und Kaffee. Wer ein frischgelegtes Ei erwischen konnte, dem war das Glück hold. Für ein solches Ei — meistens aus aufgewärmten Bohnen mit Speck und trockenem Brod bestehend — bezahlte man einen Dollar in Gold. Papiergeld war damals im Territorium verpönt.

Die Männer, welche diese Stationen für Onkel Sam verwalteten, waren meist wilde Gesellen, die in Verdacht standen, Getränke, Pulver und Blei an die Indianer zu verkaufen.

Der Mann, den ich auf der Mohaw-Stations vorfand und der Elliot hieß, war eine rühmliche Ausnahme. Sein Haus war reinlich gehalten, und er selbst brav und ehrlich. Etwas wortkarg und scheu fand ich ihn zuerst, allein daran trug wohl der Umstand die Schuld, daß er sich, als gedienter Soldat, noch nicht des dem Offizier gebührenden Respekt entwohnt hatte.

Nach dem Abendessen, zu welchem mein Bursche aus der Ambulanz das meiste Material geliefert hatte, als ich vor dem Hause stand und in die Dämmerung hinausblinzelte, sah ich in der Entfernung von einigen hundert Schritten etwas Lebendes zwischen den Kaktuspflanzen. Es war indessen schon zu dunkel, um den Gegenstand zu erkennen und, meine Blicke ergreifend, ging ich rasch darauf zu, glaubend, daß sich ein Präriewolf oder gar ein Indianer dort herum-schleiche.

Wald hatte ich die Stelle erreicht und fand, auf einem kleinen Sandhügel ausgebreitet, eine junge Frau, die leise lachte, seufzte und sang. Auf meine Frage, was sie suche oder was ihr fehle, antwortete sie in gutem Englisch, daß sie ihren Gatten erwartete, der bald zu kommen versprochen habe.

Aus dem Klange der Stimme, an dem wilden Wid und dem vernachlässigten Haar, das ihr ungepflegt über Stirn und Nacken fiel, erkannte ich sofort, daß ich es mit einer Geistesgestörten zu thun hatte.

„Kommen Sie mit mir zu dem Hause“, hat ich sie freundlich, „Ihr Mann wird Sie dort sicher finden.“ Sie schien mich nicht gehört oder nicht verstanden zu haben. Aber der Klang einer menschlichen Stimme, die Mitgefühl ausdrückte, mußte doch wohl eine Saite in ihrem Herzen getroffen haben, denn sie brach plötzlich in ein trampfahles und tränenvolles Weinen aus.

Mir ward unheimlich zu Muthe in der Nähe der Unglücklichen und ich machte langsam Schritte zur Station zurück. „Wer ist die Frau, Elliot?“ fragte ich den Mann, der mit dem Reingeden der Rockschürze beschäftigt war.

„Das ist eine traurige Geschichte“, antwortete er. „Der Name der Frau ist Marie Brown; ihr Gatte wurde hier vor zwei Monaten von Mexikanern ermordet und sie selbst schwer verwundet. Brown's Leiche liegt unter dem Sandhügel eingescharrt, auf welchem Sie die Frau gefunden haben.“

„Sie ist die Frau, Elliot?“ fragte ich den Mann, der mit dem Reingeden der Rockschürze beschäftigt war. „Das ist eine traurige Geschichte“, antwortete er. „Der Name der Frau ist Marie Brown; ihr Gatte wurde hier vor zwei Monaten von Mexikanern ermordet und sie selbst schwer verwundet.“

ungefähr einem Jahre aus Texas gekommen, in der Absicht, sich in Californien anzukübeln. Wegen plötzlicher Erkrankung der Frau mußte das Ehepaar längere Zeit auf dieser Station verweilen. Der Platz gefiel ihnen schließlich und Brown kaufte das Geschäft von dem damaligen Besitzer.“

„Die Beiden waren fleißige, nuchterne und ehrbare Leute, und gerne hielten sich die Reisenden bei ihnen auf. Die Mohaw-Stations gewann unter ihrer Leitung großen Ruf für Reinlichkeit und gute Bedienung.“

„An einem Freitag Abend im letzten September trafen zwei Mexikaner auf dem Wege von Sonora nach Fort Yuma hier ein und beschloßen, zu übernachten. Die Männer saßen wie Vagabunden und gefährliche Strolche aus und Herr Brown verweigerte ihnen ein Nachquartier. Es war ein trüber und regnerischer Abend, und die Mexikaner zündeten ein Feuer gegen die nördliche Hauswand an. Es war dies die einzige Stelle, wo, wie sie behaupteten, sie sich gegen Wind und Wetter schützen könnten.“

„Herr Brown, dem es um die Sicherheit des Hauses und Stalles bangte, verbot ihnen auf dieser Stelle zu rasten und goß, da sie sich in ihren Vorbereitungen zum Abendmahl nicht fördern ließen, einen Eimer Wasser auf das hochauflodernde Feuer.“

„Unter Flüchen und Drohungen zogen die Beiden darauf weiter. Auf Anrathen seiner Frau, welche die schrecklichen Drohungen vernommen und deren Herz mit Angst erfüllt war, sah Brown während der ganzen Nacht mit der Büchse in der Hand am Fenster. Die Pferde, die sonst während der Nacht am Gilaufer, das eine halbe Meile von der Station entfernt liegt, weideten, hatte er zur Sicherheit in den wohlverschlossenen Stall gebracht.“

„Erst gegen Morgen legte er sich nieder, und es begann die Frau mit Zubereitung des Frühstückes für Kutscher und etwaige Passagiere, denn schon um 5 Uhr wurde die Ankunft des Postwagens erwartet.“

„Das Bett, auf welchem Brown sich niedergelegt, stand im vorderen Zimmer zur linken Seite des Ganges und in der unmittelbaren Nähe des offenen Fensters. Die Küche, in welcher die Frau beschäftigt war, war das hintere Zimmer auf der rechten Seite des Ganges.“

„Was sich zugetragen — die Einzelheiten des Uebelalles — ist nicht bekannt geworden, da die Frau keine Auskunft geben kann. Was ich Ihnen erzählt habe, weiß man aus einem Tagebuch der Frau und von dem Kutscher, der an dem verhängnisvollen Morgen hier eintraf und den Todten und die schwer verwundete Frau fand. Der Stall war erbrochen worden und waren die Mörder auf den gestohlenen Pferden entkommen.“

„Am Abend desselben Tages fanden vorüberziehende Emigranten Brown's Leiche auf dem Bette ausgebreitet; mehrere Augen hatten ihm die Brust durchbohrt. Auf dem Boden lag besinnungslos die verwundete Frau, die augenscheinlich in der Küche überfallen worden war und, wie die Blutspuren zeigten, aus derselben über den Gang in das Schlafzimmer getreten war, um an der Seite ihres Gatten zu sterben.“

„Ist die Obrigkeit von dem Verbrechen benachrichtigt worden, und wurden die Mörder verfolgt?“ fragte ich.

„Sie wissen ja selbst, lieber Herr, wie wenig das Gesetz hier im Territorium gilt. Die Obrigkeit ist fast machtlos. Selbst wenn sie wollte, was selten der Fall ist, könnte sie den umherwandernden mexicanischen Mordgefallen das Handwerk nicht legen. Dabei fehlt alle Beschreibung der Mörder. Die gestohlenen Pferde werden sie gewiß längst durch Helfershelfer veräußert haben. Es leben sich die Mexikaner einander so ähnlich und sind dieselben fast alle solche Halsabschneider, daß man auf den verschiedenen Stationen schon mehrere dieser duntelhäutigen Vagabunden aufgeknüpft hat. Goffentlich hat man die Schuldigen dabei erwischt. Die Anderen haben's jedenfalls auch reichlich verdient.“

„Unser Unterhaltung wurde durch ein leises Klopfen an die Thüre unterbrochen, die sich sofort öffnete. Frau Brown schleppte sich müde herein und ließ sich auf dem Fußboden vor dem offenen Kamine nieder.“

„Herr Elliot“, flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme, „darf ich Sie um eine Tasse Thee bitten?“

„Rasch wurde das Gewünschte herbeigeholt; sie trank mit gierigen Zügen und verschlang die Speifen, welche ihr vorgelegt wurden, gleich einem halbverhungerten Thiere.“

„Wir saßen es sofort in ihren Augen, daß sie jetzt beim vollen Bewußtsein ihrer Lage war. Der Tränenstrom, welcher sich nach meiner Ansprache Bahn gebrochen, hatte unzweifelhaft dies Resultat herbeigeführt.“

„Sie stellte viele Fragen, die von Elliot mit großer Spannung beantwortet wurden. Uns theilte sie die Einzelheiten des Schreckensmorgens folgenderweise mit: „Ehe die Postkutsche angekommen, hörte ich plötzlich mehrere Schüsse und wurde, im Begriffe, aus der Küche zu flüchten, von den heiden Mexikanern niedergeschlagen und in schändlicher Weise mißhandelt.“

„Nachdem mein Bewußtsein zurück-

gekehrt, schleppte ich mich zur Seite meines Gatten. Seit jenem Augenblick ist bis heute Abend die Vergangenheit ohne Verständnis für mich gewesen.“

„Auf mein dringendes Anrathen willigte das arme Weib ein, am folgenden Morgen in die Ambulanz zu steigen, und mich nach Fort Yuma zu begleiten, um im dortigen Hospital Heilung für ihre Kopfwunde zu suchen.“

„Mit Tagesanbruch fuhren wir ab und erreichten zu später Abendstunde Antelope-Plate-Station. Hier fanden wir mehrere Amerikaner und eine weiße Frau, deren theilnahmsvolle Worte der armen Kranken unendlich wohl zu thun schienen.“

„Ich bemerkte in dem Halbkreis zwei leiblose Gestalten, die an einem naheliegenden Musik-Baum hingen und vom Abendwind hin und her geschauelt wurden.“

„Frau Brown wurde der Leichen im selben Augenblicke ansichtig und trat rasch auf dieselben zu, ohne auf meinen Versuch, sie zurückzuhalten, zu achten.“

„Lange blieb sie mit über der Brust gefalteten Händen und wie leblos vor den Gelnächsten stehen; endlich wandte sie sich ab und sagte zu mir, der ihr gefolgt war: „Die waren keine Mörder! Gottes Strafe hat die Gekendn erreicht!“

„Die weitere Reise nach Fort Yuma währte mehrere Tage, und sehen wir nicht weniger als 5 Leichen von Mexikanern, welche des Weg's entlang von den Ästen der Bäume hingen.“

„Der wilde Grimm der Amerikaner hatte Opfer gesucht und gefunden den Säbne der von Mexikanern verübten Schandthat.“

„Der Anblick war für die kranke Frau von Verderben. Von Tag zu Tag wurde sie schwächer. Sie starb wenige Wochen nach unserer Ankunft in Fort Yuma im dortigen Hospital.“

Frauenhände.

Von Katie Lubowski.

Am Schluß der Mittagsmahlzeit sagte er zu ihr: „Du, Grete, morgen kommt der neue Oberlandesgerichtspräsident mit noch zwei andern Herrn zur Revision meines Amtsgerichts.“

„Er schien so gar nicht davon erregt zu sein. Ganz kühl und ohnehin klang die Mitteilung. Die junge Frau aber merkte, daß seine Hände dabei leicht auf den Armen zitterten. Sie gab sich keine Mühe, ihre Aufregung zu verbergen.“

„Gott sei Dank!“ sagte sie mehrmals und preßte die Finger inniger zusammen. „Da fuhr ein helles Roth über des Mannes Stirn.“

„Ich wüßte wirklich nicht... wo für gerade geht.“ Ihre Augen leuchteten.

„Es muß nun doch endlich offenbar werden — Dein unermüdliches Arbeiten, Dein Ringen um das Licht der Gerechtigkeit, das keinem zu Unrecht brennt oder scheidet.“

„Pflicht“, sagte er kurz, „kein Jota darüber.“

„Sie hob die Hände ein wenig gegen ihn. „Früher habe ich Dir das geglaubt, Richard. Jetzt, wo ich mit von Deinen Kollegen aus eben solchen kleinen Städten erzählen ließ, wie lange sie arbeiten, ihu ich es nicht mehr. Ich weiß auch, daß Du Dich niemals in die boudere Reihe drängst, ja, taum Deinen Platz behauptest.“

„Wächst Du denn wirklich, daß ich anders handelte, Grete?“

„Heute, nachdem ich gefühlt, wie mir Beide darunter leiden — wie sich langsam die Bitterkeit in unsere Herzen scheidet, weil doch die Welt nicht aus lauter stillen, demüthigen Leuten besteht... fordere ich es sogar von Dir.“

„Er fuhr sich müde über die hohe Stirn. „Laß das jetzt, Kind. Du änderst mich nicht mehr. Ich hoffe, daß auch Du die stolze Befriedigung verständest, die ich nach einem besonders heißen Arbeitstag empfinde.“

„Da hast Du eben geirrt. Ich habe nur geschwiegen, weil ich Dir Zeit lassen wollte, ein wirkliches, d. h. ein natürlicher Mensch zu werden.“

„Und was müßte ich — nach Deiner Ansicht — als solcher thun?“

„Morgen zum Cheiprääsidenten sagen: „Sieben Jahre bin ich jetzt hier. An einem Ort, der stiller als ein Dorf ist. Wenn ich müde von der Arbeit bin, ist niemals ein Kreis gleichgebildeter Männer für mich bereit. Sobald ich anfangen möchte, Mensch zu sein, muß ich darben und hungern. Und dann bestige ich auch noch eine Frau, Erzellenz. Frauenwerden sind noch viel feiner gekümmert. Auf die hat es besonders nachgewirkt. Sie ist menschenscheu und menschenfeindlich darüber geworden... Darum nehmen Sie mich jetzt fort — in eine schöne, große Stadt... Daß ich arbeiten kann, werden Sie gesehen haben.“

„Wider seinen Willen hatte sie ihn mitfortgerissen. Sonst wäre er wohl wortlos gegangen. So sagte er, wenn auch mit harter Ironie: „Und Erzellenz wird sagen, wenn er gut gelangt ist...“

„Nun, da melden Sie sich nur recht tapfer, Herr Kollege.“ Da ihm aber irgend etwas mißfiel, wie das auch bei mir sehr gut möglich ist, wird er mich einfach ohne Antwort stehen lassen.“

„Das wäre auch ein Schritt vorwärts. Dann ist's wenigstens klar in unserm Leben. Du nimmst die lodende Stelle als juristischer Beirath in Deines Bruders Industrie-Gesellschaft an.“

„Grete“ schrie er auf, „das rüthst Du mir, die Du mich doch kennen solltest!... Meinem Beruf soll ich lassen?“

„Awwohl“, sagte sie tonlos, „das mußt Du. Denn Du hast auch Pflichten gegen mich, Richard.“

Ein heller, scharfer Dezembertag begrüßte die Herren.

„Amtsrichter Greiner führte sie in den Räumen des neuen Gerichtsgebäudes umher, das im zweiten Stockwerk eine Dienstwohnung hatte.“

„Frau Grete sah indessen fern von ihnen. Sie dachte an ihren Mann. Seine feine, stille Seele würde schließlich verkommen... Schon jetzt kam so leicht ein müder Zug in sein Gesicht. Es half nichts, sie mußte es thun...“

„Schon sagte sie Hut und Mantel hervor, um den nächsten Zug nach Berlag zu benugen. Dort mußten die Herren zwei Stunden warten. Ihrem Mann würde sie einfach durch das Mädchen mittheilen lassen, daß sie bei der Schneiderin wäre...“

„Da wollte sie mit Erzellenz sprechen... Nach einmal schickte sie den Blick zu dem Vorgärtchen hinunter, um sich Kraft zu holen. Da sah sie ihn, mit dem sie heimlich die ganze Nacht geredet, langsam im kümmerlichen Sonnenschein auf und nieder schreiten...“

„Er wartete wohl auf die anderen Herren... Nur ein kurzes Warten... Dann lief sie die Treppe hinunter...“

„In ihm, dessen Bild neulich ein paar illustrierte Zeitungen gebracht und ihr scharf eingegräbt hatten. Es war ihr voll benützt, daß es formlos war... eigentlich unmöglich... und dennoch that sie es. Sie zitterte trotz ihres Muthes.“

„Erst als sie seine Augen sah, wurde sie sicherer: tiefe, klare, gute Augen, die mehr sehen als die der Alltagsmenschen.“

„Ihr war, als stände ihr todter Vater vor ihr, er — der sie mehr geliebt als irgendem anderen. Und leise sprach er zu ihr: „Was soll's denn, mein Döchtling? Na, na, man ruhig.“

„Als sie ihren Namen nannte, klang die Stimme noch ein wenig zitterig. Aber als er den klaren, gültigen Blick nicht von ihr hob, sprudelte sie ihr Leid heraus. Der Mann, der von seinen tiefen Wissen und seiner echten Menschlichkeit halber mühelos emporgekommen, erkannte die Noth ihrer Seele. Nur um sie ganz kennen zu lernen, that er die Frage: „Ja, aber warum meldet sich denn Ihr Mann nicht fort, gnädige Frau?“

„Er hat es gethan... schon viermal.“

„Er scheint sich aber trotzdem durch-aus wohl zu fühlen. Sonst hätte er für mich, da ich ihm vorher meine volle Zufriedenheit ausgesprochen konnte, ein Wort der Bitte gebragt.“

„Erzellenz, Sie kennen ihn eben nicht. Er meint, nicht bitten zu dürfen. Er sieht das als Selbstbehauptung und... Ueberbehauptung an.“

„Man sollte kaum meinen, daß es in unserm Zeitalter — der Epoche einer gefunden Elbogenpolitik — noch solche Käuze gäbe.“

„Aber wirklich, er ist so!“

„Und warum wollen Sie denn fort, gnädige Frau?“

„Sie wies mit der Hand auf die „Promenade“, auf der in endlos erscheinenden Reihen schmetternde Gänse vorüberzogen — dazwischen pfeifende Jungen und immer weiter Gänse... nichts als Gänse!“

„1255 sind es, Erzellenz“, sagte sie, als er sich die Ohren zuhielt. „Aber nur heute...“

„Nein, seit acht Wochen alle Tage. Und viermal regelmäßig. Sie müssen hier nämlich zum Wasser.“

„Hinten heraus ist's dafür auch doppelt freundlich und friedlich.“

„Wenn Erzellenz sich überzeugen möchte.“ Er that ihr den Willen. Sie sahen auf ein graues, vierstöckiges Gebäude, das — nur durch einen schmalen Weg getrennt — dem Gericht gegenüberlag. Da drinnen wohnte der städtische Musikdirektor mit seinen 23 Lehrlingen. Täglich, mit Ausnahme der Sonntage — wo sie große Tangomusik machten, übten sie acht Stunden — jeder das ihm anvertraute Instrument unabhängig von dem des Genossen.

„Unertuglich“, sagte Erzellenz schauernd... „Run gibt es aber noch eine dritte und vierte Seite. Die vierte ist übel. Da steigen wir ja vorher aus. Sind eigentlich beständig diese Schauteln und Akrobaten da?“

„Sie nicht.“

„Bis Abends um 12 Uhr. Die Postzeitung ist verlängert. Wir wissen es genau. Unser Schlafzimmer führt da hinaus.“

„Die dritte Seite, Frau Kollegin“, drängte er.

„Da grüßte sie die uralte Schule. Sie lag zur ebenen Erde und hatte auch jetzt im Winter geöffnete Fenster, weil die da drinnen nicht gern bei lebendigem Leibe erstickt wollten... Die klare, dünne Luft trug die heiseren Stimmen der alten Lehrer zu ihnen. Dazwischen trübte eine gemarterte Fiedel. Ein Bösewicht schrie mit kräftigen Lungen. Sie mußten beide laut und herzlich lachen. Er sah sie dabei fest an. Ihr Muth wuchs. Sie erzählte ihm noch mancherlei von dem aufrechten Mann,

dem sie ihr Leben anvertraut. Er hatte ein Riesenpensum, volle sieben Jahre — ohne ein Wort der Klage — ohne Bitte um einen Hilfsarbeiter getreulich bewältigt. Das redete eigentlich schon genug für sich.“

„Erzellenz gab kein Versprechen ab. Nicht einmal die Hand lüfte er ihr zum Abschied. Dafür hatte er sie aber ganz leise und tröstlich gestreichelt...“

„Amstlicher Greiner verlor ein paar Stunden später nicht viele Worte über den wichtigen Tag.“

„Er sagte nur: „Sie hatten keinen Grund zum Tadel, und beim Abschied war Erzellenz sogar herzlich zu mir. Ich werde mich heute ein letztes Mal melden... dann bin ich fertig.“

„Als acht Tage vor dem lieben Weihnachtsfest ihre Veretzung an das Landgericht 1 Berlin herauskam, konnte Richard Greiner doch nicht umhin, seiner Frau zu sagen: „Jetzt siehst Du, daß man nicht zu bitten braucht, wenn man fordern kann...“

„Sie sah still auf ihre rechte Hand herab und lächelte. Ihr war, als wenn die guten, klugen Augen des großen Mannes sie schalkhaft aus der Ferne anlachten.“

Eine Genferin als Wohltäterin Napoleons I.

Nach englischen Quellen erzählt der Berner „Bund“ eine Napoleon-Geschichte, die zwar nicht ganz neu ist, aber doch nur wenig bekannt sein dürfte: Eines Tages zog ein junger Soldat mit seinem Regiment durch Lyon; er erkrankte und mußte in einem Gasthause zurückgelassen werden. Seine geringen Geldmittel waren bald aufgebraucht. Die Wirthin ließ ihn trotz seines hilflosen Zustandes in einem Speicher unterbringen; ein Bett und ein Stuhl waren hier das einzige Mobiliar, ein Trunt Gerstenwaffer die einzige Erfrischung. Einen Arzt herbeizurufen hatte die Wirthin sich geweigert. Im ersten Stock des Gasthauses wohnten damals zwei Damen aus Genf, Frau und Fräulein Agill. Durch ihre Kammerzoferin erhielt Fräulein Agill Kenntniss von dem traurigen Zustand, in dem sich der junge Soldat befand, und von der Härte der Wirthin. Ihr Mitleid ward geweckt, und sie sandte sofort zum Arzte. Als der Kranke genes, verließ sie ihn mit Geld, so daß er wieder zu seinem Regimente stoßen konnte. Er hatte ihr gesagt, daß er Napoleon Bonaparte heiße. Beim Abschied von seiner Wohltäterin war er sehr ergreifen: „Glauben Sie mir, Sie werden von mir hören“, sagte er. Er reiste ab, und Fräulein Agill ging mit ihrer Mutter nach Genf zurück. Bald wurde Napoleons Name berühmt, und Fräulein Agill freute sich über den Erfolg ihres Schützlings, der sie, wie es schien, vergessen hatte. Jahre vergingen. Da zog eines Tages Napoleon, der sich auf dem Wege nach Italien befand, durch das Städtchen Lyon, das etwa zwölf Meilen von Genf entfernt liegt. Während seines kurzen Aufenthalts in Lyon schickte er einen Adjutanten nach Genf, mit der Weisung, eine Dame Namens Agill ausfindig zu machen und sie zu ihm zu führen. Fräulein Agill, die unterdessen beinahe erblindet war, zögerte nicht, dem Boten zu folgen. Napoleon kam ihr zu Pferde nach Verfore, entgegen, in Begleitung seines Stabes. „Meine Herren“, sprach er, sich zu seinem Stabe wendend, „Sie sehen hier meine Wohltäterin, der ich mein Leben verdanke. Ich war von allem entblößt, als sie mich unterthügte. Ich bin glücklich und stolz, ihr Dankwort zu schulden; ich werde das nie vergessen.“ Sie unterließ sich zwei Stunden mit ihm und er wies sie ein in alle Einzelheiten seiner Pläne; als er sie verließ, wiederholte er die Worte, die er in Lyon zu ihr gesprochen: „Sie werden von mir hören.“ Bis zu seiner Krönung erhielt sie kein Lebenszeichen mehr von ihm; vierzehn Tage jedoch vor diesem Ereignisse erschien General Hülin bei ihr und bat sie, nach Paris zu kommen, da Napoleon wünsche, daß sie seiner Krönung beizuhole. Als sie in Paris eintraf, führte man sie in ein den Tuilerien gegenüber gelegenes Haus, das Napoleon aufs glänzendste hatte ausstatten lassen, um es ihr als Geschenk anzubieten. Er schenkte ihr außerdem noch Wagen und Pferde und legte ihr eine Jahresrente von 6000 Franken aus.

„Woher er gut ist.“

„Einen Mann duldet ihr also immer in eurer Frauenverfammlung?“

„Ja, der muß das Hoch auf die Damen ausbringen.“

„Im guten Glauben.“

„Postrevisor: „Warum haben Sie den telegraphischen Wetterbericht eigenmächtig geändert?“

„Neuer Posthalter (auf dem Lande): „I' wollt halt der Post a Blamage erpar'n, denn telegraphisch haben's „schönes Wetter“ und derweil hat's grad' g'regnet, was tönna hat.“

„Sädhste Realität.“

„Freund: „Dein letztes Gemälde ist eine ganz außerordentliche Leistung. Der Schneesturm sieht ganz natürlich aus.“

„Künstler: „Ja, das hab' ich schon vor einigen Tagen bemerkt, als ein Fremder im Atelier war, um das Gemälde zu besichtigen. Dem scheint dabei fast gemorden zu sein, denn als er fort war, vermühte ich auch meinen Ueberzieher.“



„Wie lange sind Sie schon hier?“ „Erst vier Seidel!“

„Drohung.“

„Jungere Mann (zum Heirathsvermittler): Und das sage ich Ihnen gleich, wenn Sie mich nicht ordentlich bedienen, da kriegen Sie sie wieder!“

„Das größere Uebel.“

„Seitdem die Olga ein Automobil von ihrem Manne bekommen hat, ist sie so stolz, daß sie uns auf der Straße ganz überfliehet.“

„Oh, wenn sie uns bloß nicht überfährt!“

„Schlimm.“

„Geht Ihnen Ihre Frau in Ihrem Geschäft auch an die Hand?“

„Nein, aber an die Kaffe!“

„Verplappert.“

„Gast (in der Weintneipe, die zugleich mit einer Bierbrauerei verbunden ist): „Der Papa ist wohl gerade beim Bierbrauen, Hans?“

„Sohn des Wirthes: „Nein, heute wird Wein gebraut!“

„Verknäpft.“

„Kellner: „Darf ich Ihnen den Ueberzieher aus der Garderobe holen, mein Herr?“

„Herr: „Ja, bitte! (Ein Trinkgeld gebend.) Aber einen anständigen!“

„In der Werkstatt.“

„Geselle: „Du bist wohl nicht ganz geschick, wie ich sehe, hast du gar zu gleicher Zeit zwei Hemden an, sage mal, warum denn das?“

„Lehrjunge: „Gens für die Kälte und eens für die Wärme.“

„Kinderwunde.“

„Töchterchen: „Mutter, wo geht der Vater hin?“

„Mutter: „Er geht zur Wahl, mein Kind.“

„Töchterchen: „Sei ruhig Mutter, er wählt Dich wieder.“

„Einzigartige Besichtigung.“

„Alle Wetter, das ist aber eine Sensationswürdigkeit, das neue Reklamant!“

„Nicht wahr! Haben Sie die prächtvollen Wand- und Deckengemälde bewundert und das geschmückte Buffet und die vergoldeten Stühle...?“

„Nein, so weit hin noch nicht gekommen — heute haben wir vorerst mal das Bier probirt!“

„Ja, ja!“

„Chemanna: „Sie können sagen, was Sie wollen, meine Herren, es hat doch etwas gutes, wenn man verbeirathet ist. Sehen Sie, man weiß doch dann, wo man des Abends sein sollte!“

„Run glaubt sie's.“

„Magd: „Die Schweine wollen das Futter nicht anrühren.“

„Bäuerin: „Hat mein Mann doch recht gehabt; dem wollt's heute parstout auch nicht schmecken!“

„Ein guter Mensch.“

„Der biedere Dienstmann Kipp hat seiner bettlägerigen Ehehälfte eine Wasserfluppe bereitet, die aber, da sie ihrem Namen zu sehr Ehre macht, zurückgewiesen wird.“

„Auch gut“, ist die trod'ne Antwort. „Wenn Du sie net magst, schlag' i' noch a' paar Eier 'nein — und is' sie selber!“

„Trautlich.“

„Hausfrau: „Es ist noch zu ärgerlich! Jetzt hab' ich's schon auf dem Herd, dem Spirituskocher und der Gasheizung verputzt — aber der Kuchen will nicht aufgehen!“

„Mann: „Na, da verputzt's doch mal mit Dynamit!“

„Verabigend.“



„Leutnant: „Werde heute um die Tochter eines Millionärs anheften. Johanni, was denken Sie über meine Ausflüchte?“

„Bursche: „Ich wenn eine hätt', die kriegen Sie gleich, Herr Leutnant!“